

Kisuludini, den 25. November 1854

An das Komitee der
Church Missionary Society

1.

Eine zusammenfassende Darstellung der Missionare der Church Missionary Society in East Africa, welche die Ergebnisse von zehn Jahren Arbeit darstellt und ihre gegenwärtige Lage dahingehend charakterisiert, dass das große Ziel jeder Missionsarbeit vollständig unterlaufen wurde und jede Aussicht ausgeschlossen ist, das Nutzen aus ihr gezogen werden könnte.

Wurde in den frühen Stadien dieser Mission angenommen, dass die zahlreichen heidnischen Stämme Ostafrikas ein aussichtsreiches Betätigungsfeld für Missionsarbeit darstellten, das sich im Laufe der Zeit bis zur Mitte und sogar dem fernen Westen des Kontinents erstrecken könnte – so zeigt die Erfahrung von zehn Jahren Arbeit in Verbindung mit jüngeren Begebenheiten eindeutig, dass ihr gegenwärtiger Zustand schon aus der Natur der Sache heraus vollständig ausschließt, sie unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten.

2.

Die Bereitschaft dieser heidnischen Stämme, einem Aufenthalt der Missionare unter ihnen zuzustimmen, war nicht von irgendeinem Verlangen nach dem Evangelium bestimmt, sondern geschah nur in Ansehung der Geschenke, welche ihnen die Missionare machten.

3.

Die Missionare machten ihnen die Geschenke in Anpassung an die Sitten des Landes und in der Hoffnung, dass, nachdem sie auf diese Weise in ihren Ländern Fuß gefasst hätten, ihre Eigenschaft als Missionare schrittweise verstanden und geachtet und ein Verlangen nach Unterweisung geweckt würde.

4.

Diese Hoffnung ist durch die einfache Tatsache zunichte geworden, dass die Missionare nach wie vor einem vollständigen Unglauben in Bezug auf den Zweck ihres Aufenthalts bei ihnen begegnen. Sie wissen absolut nichts mit ihnen anzufangen – und ihre gesamten Umstände machen aus diesem ersten Wort des Missionars, dass er " gekommen sei zu ihrem Heil und ihrem Wohl" eine moralische Unmöglichkeit. Dass diese allgemeine Aussage nicht durch die beiden Fälle von Konversion unter den Wanika entwertet wird, ergibt sich aus der Tatsache, dass beide Ausgestoßene der Gesellschaft waren. Den Missionaren wird als Menschen misstraut, wie wird man ihnen als Botschaftern Christi vertrauen können?

5.

Der Grund für diese moralische Unmöglichkeit, den Missionaren zu glauben, ist zum Teil in ihrer absoluten Unkenntnis selbst der Existenz von Christen zu suchen, ganz zu schweigen von christlichen Lehrern, und noch spezieller in der Tatsache, dass zu keinem der heidnischen Stämme Ostafrikas Zugang gewährt wird. Eine arabische Regierung, schwach und elend bis zum äußersten, steht zwischen ihnen und den Missionaren. Die Eingeborenen hören und sehen dass die Europäer in der Tat überlegen sind, und zwar nicht nur ihnen selbst, sondern auch den Arabern und den Mohammedanern an der Küste im Allgemeinen, doch trotz dieser Überlegenheit stellen sie fest, dass dieselben Europäer in Gestalt der Missionare abhängig sind von dieser Regierung, indem sie deren Erlaubnis benötigen, wenn sie kommen und sich bei ihnen ansiedeln wollen, während sie selbst tatsächlich, wenn auch nicht offiziell, von ihr unabhängig sind. Beim Versuch, eine solch fremdartige Anomalie zu erklären, deren Fremdartigkeit noch gesteigert wird durch die freigebigen Geschenke, die die Missionare ihren Häuptlingen und Königen machen ohne etwas im Gegenzug zu nehmen – was ist hier naheliegender als der Reim, den sich die Eingeborenen auf das Erscheinen der Missionare in ihren Ländern machen, nämlich dass sie (und dabei werden sie mit den Portugiesen aus der Vergangenheit verwechselt) den Besitz der früher von ihnen besetzten Territorien wiedererlangen wollen, eine Annahme, in der sie bestärkt werden durch die vielfältigen Ruinen und Überreste, welche die Portugiesen über ganz Ostafrika verstreut hinterlassen haben. Die Missionare gelten daher bei ihnen nicht als Missionare, sondern schlicht als „Wasungu“.

6.

Die Politik der arabischen Regierung an der afrikanischen Ostküste war, und ist noch immer, darauf gerichtet, jeglichen Europäer daran zu hindern, den Kontinent zu besuchen oder sich dort aufzuhalten. Die der C.M.S. entgegen dieser Politik erteilte Erlaubnis, auf dem Kontinent zu weilen, war ihr nur aufgrund der speziellen Beziehung abgerungen worden, in der sie zu England stand. Die Missionare gerieten so auf sehr gefährliches Terrain, auf dem die bedrohliche Möglichkeit bestand, ohne die geringste Absicht auf ihrer Seite die Regierung zu schädigen, indem sie an die Öffentlichkeit gelangen ließen (ob fälschlicher- oder richtigerweise, ändert an der Sache nichts), was die Regierung geheim gehalten zu wissen wünschte.

7.

Diese bedrohliche Möglichkeit ist unglücklicherweise Wirklichkeit geworden,- und wo die Missionare nie der Gegenstand des Wohlwollens einer Regierung hätten sein können, welche eine solche Politik verfolgt, so sind sie nunmehr zum Gegenstand entschiedenen Missfallens geworden – nicht weil sie Missionare sind und das Evangelium predigen, denn dann könnten sie frohlocken und Mut fassen – sondern dadurch, dass sie den Einkünften [der Regierung] sehr ernsthaften Schaden zufügen. In früheren Zeiten war den Missionaren, wenn sie auch ungeliebt waren, wenigstens nicht verboten, Reisen ins Innere zu unternehmen,

doch nun ist offenbar, dass man ihnen, wiewohl nicht offen aus Angst vor England, so doch verdeckt, entgegengetreten würde. Darüber hinaus sollte festgehalten werden, dass die Missionare auf ihre früheren Reisen von einem Punkt in beträchtlicher Entfernung vom Regierungssitz aufbrachen, was die Ausführung arabischer Intrigen zu einer recht schwierigen Angelegenheit machte, während künftig, wenn sie weiter ins Innere vordringen wollten mit dem Ziel Uniamesi, sie sich der Straßen gegenüber Sansibar zu bedienen hätten, von wo aus arabischer Erfindungsreichtum reiche Mittel fände, die allergeheimsten Pläne gegen Männer ins Werk zu setzen, die sie als ihren Interessen abträglich erachten. Um der arabischen Regierung nicht Unrecht zu tun, muss aber anerkannt werden, dass man sich kein Missfallen dieser Regierung zugezogen hätte, wenn sich die Missionare auf ihre üblichen missionarischen Pflichten unter den Wanika beschränkt hätten. Eine formelle Genehmigung ihrer Reisen war nie beantragt oder erteilt worden, und die Missionare missbrauchten auf diese Weise nicht nur ihre Erlaubnis, sich auf dem Kontinent als Lehrer aufzuhalten, sondern setzten sich in den Augen der Regierung dem gerechten Vorwurf der Unehrllichkeit (und Täuschung) in Bezug darauf aus, was sie anfangs als ihre einzige Absicht darstellten. Kein Wunder daher, dass eine Regierung, die die oben beschriebene Politik verfolgte, ihr Vorgehen nur so lange dulden würde, wie sich keine ihren Interessen abträglichen Ergebnisse zeigen würden.

8.

Diese mohammedanische Macht an der Küste erweist sich damit als eine gewaltige Trennwand zwischen den Heiden Ostafrikas und den Missionaren, schließt sie diese doch ebenso wirkungsvoll von ihren Ländern wie von ihren Herzen ab. Gerade durch die Verneigung vor dieser Macht bewirken die Missionare, dass man sie als eine Art flüchtige Spione ansieht, jedenfalls aber als Männer, die nicht wissen, was sie mit sich und ihren Reichtümern anfangen sollen (denn bedauerlicherweise ist auch der ärmste Missionar unter den Heiden Ostafrikas noch ein reicher Mann). Da man ihnen den hehren Zweck ihres Kommens nicht abnimmt, sind sie somit zum Scheitern verurteilt. Die eingeborenen Bettler halten sie zum Narren – Erwachsene werden ihren Lehren gegen ein paar Pfefferkörner lauschen, nicht dass dergleichen je als Bedingung fürs Zuhören versprochen war, doch am Ende steht üblicherweise die Bettelei um die eine oder andere Kleinigkeit. Knaben werden für ein paar Fetzen Baumwolle das Alphabet lernen. Ein armer mohammedanischer Sklave wird von diesen Heiden als „baba“ (Vater) und „bano“ (Herr) angeredet, während sowohl der Sklave als auch die Heiden die Missionare schlicht beim Nachnamen rufen; doch sogleich werden aus den Missionaren wieder Häuptlinge und Könige, wenn sich irgend eine Hoffnung abzeichnet, dass man mit ihnen die Reichtümer teilen kann, in denen sie schwelgen. So zeigt sich, dass die schiere Tatsache der Existenz dieser Macht als einer dominanten an der Küste allen und jeden Einfluss der Missionare auf die Heiden zunichte macht. Nichts scheint ihnen zu bleiben als die Arbeit mit der [heiligen] Schrift, welche jedoch unter Menschen, die nichts von Predigten wissen, eine äußerst fragwürdige Beschäftigung wird; dies umso mehr, wenn man bedenkt, dass Heiden in anderen Weltgegenden von der Vorsehung

wenigstens so weit vorbereitet sind, dass sie unterscheiden können zwischen einem Europäer, der ein Missionar ist, und einem, der es nicht ist.

9.

Wenn auch diese Macht den Weg zu den Ländern und den Herzen der Eingeborenen in Ostafrika versperrt und die Ausbreitung des Königreichs des Erlösers auf Erden behindert, so muss sie doch als dort, wo sie ist, durch den Herrn, den Allmächtigen Herrscher der Völker, eingesetzt betrachtet werden. Es ist an Ihm und nur an Ihm, sie zu beseitigen. Seine Zeit muss abgewartet werden. Er ist es, und weder die Missionare noch die Missionsgesellschaften, der in seinem universellen Herrschaftsbereich, in dem selbst die boshaftesten Buren und die grausamsten Sklavenhändler Ihm dienen müssen, missionarischer Arbeit im Süden und Westen des Kontinents das Feld bereitet – und die Missionare glauben fest daran, dass er das selbe auch im Osten tun wird. Auch Ostafrika muss zuerst durch seinen mächtigen Arm geschlagen und nieder geworfen werden, und dann, und nur dann, wird es ein Feld für missionarische Arbeit sein. Dasselbe göttliche Gesetz, nach dem der Erlöser der Welt „über die Seinen kommen sollte“ um seine Mission von Gnade und Wahrhaftigkeit zu erfüllen, scheint auch für die christliche Kirche zu gelten. Missionen in fremden Ländern scheinen nur in dem Maße zu gedeihen, in dem christliche Gewalt ausgeübt wurde.

10.

Die Weiterarbeit dieser Mission steht somit in Frage – in Beantwortung wessen die Missionare bereit sind, zu erklären, dass sie, wenngleich sie mit widerstrebenden Gefühlen von einem Volk scheiden werden, dessen Sprache sie zu sprechen gelernt haben, und die sie mit Freuden den Weg der Erlösung lehren würden, sich doch selbst ihrer [Missions-]Gesellschaft und den übergeordneten Interessen des Reiches Gottes verpflichtet fühlen, wo immer es sein möge, und gewillt sind, sich zu jeglichem anderen Feld der Missionsarbeit der Gesellschaft versetzen zu lassen. Doch gleichzeitig möchten sie ihre Bereitschaft zu erkennen geben, ihre Arbeit in Ostafrika wieder aufzunehmen, sobald durch die göttliche Vorsehung ein Wandel in seinen gesamten politischen und sozialen Verhältnissen bewirkt worden ist.

Die Missionare der

Church Mission Society in Ostafrika

J. Rebmann

James Erhardt